

„DIE SCHWANGERSCHAFT WAR
KEIN SPAZIERGANG.“



BIRGIT KALWITZ

LEBEN AM LIMIT

Birgit Kalwitz (42) sitzt auf mehreren Kissen im Rollstuhl. Ungepolstert wäre der zu groß, da rutscht sie raus. Auch ein normaler Stuhl ist undenkbar. Sie ist 119 cm klein und 40 Kilo leicht. Ihre Mutter sitzt ebenfalls im Rollstuhl, ihr Vater ist gesund. Trotzdem hat er ihr das defekte Chromosom 5 vererbt. Birgit Kalwitz ist mit ihrer Behinderung groß geworden. Sie arbeitet im Jugendamt Düren und ist in unterschiedlichen Selbsthilfegruppen organisiert. Vor allem die Fragen von schwangeren Rollstuhlfahrerinnen liegen ihr am Herzen, denn da kennt sie sich aus.

**WIR
FÜR
MICH**
WIR FÜR MICH.
SELBSTHILFE WIRKT.



„MACHEN, WAS GEHT UND IMMER DRAN BLEIBEN.“

Zu welchem Zeitpunkt haben Sie sich entschieden, aktiv mit Ihrer Einschränkung umzugehen?

Ich wollte, bevor ich 30 Jahre wurde, wissen, ob ich schwanger werden kann. Mein Arzt sagte, dass das nicht ginge. „Sie können nicht richtig atmen, sie haben keinen Platz im Becken etc.“ Dann kam der geplante Zufall. Und was unterwegs ist, schickt man nicht zurück. Das war sehr anstrengend. Ich hatte Wasser in den Füßen und war noch unbeweglicher als normalerweise. Aufgrund meiner Übelkeit habe ich in der Wohnung überall Schüsseln aufgestellt, weil ich nicht so schnell zur Toilette konnte, wenn es nötig war.

Was denken Sie von Selbsthilfegruppen?

Das Image von Selbsthilfegruppen ist gut. Man weiß, dass man Mut zugesprochen und Hilfe bekommt.

Wie kann man Ihrer Meinung nach Selbsthilfe noch stärker in die Öffentlichkeit bringen?

Selbsthilfe sollte wachsen und sich stärker verzweigen. Die Medien sollten mehr berichten. Da wird oft nur die heile Welt

dargestellt, dabei gibt es so viele bunte und spannende Themen rund um die Selbsthilfe. Nicht alle sind übrigens traurig oder betroffen machend. Es gibt viele individuelle, lustige Stories.

Was bringt Ihnen Selbsthilfe?

Stärke und Motivation. Die Selbsthilfe macht Mut und motiviert zum Weitermachen.

Beschreiben Sie eine spezielle Situation ihrer Selbsthilfegruppe.

Wir treffen uns in einem Gemeindesaal. Wir, das sind Betroffene und Begleitpersonen. Es herrscht viel Gesprächsbedarf. Jedes Mal. Alle sind begierig nach Austausch. Wir geben uns Tipps zur Bewältigung der ewigen Bürokratie.

Manchmal wird es auch emotional, wenn es um Schmerzen oder psychische Probleme geht. Dann wird auch geweint.

Kommen wir zum Thema Inklusion. Ist das ein Modebegriff oder gibt es sie tatsächlich?

Inklusion wird stärker fühlbar. Wir Behinder-



„WENN ES REGNET, IST ES HART.“

te müssen den Gesunden da helfen. Man darf nicht warten und erwarten. Das Prinzip sollte sein: Hilf mir, dann helf' ich dir. Normale Menschen nehmen die Bedürfnisse von Behinderten gar nicht wahr. Allerdings war ich früher eher ein Sonderling. Heute bin ich offener und kann leichter um Hilfe bitten. Jeden. Ich habe mich verändert und dadurch haben sich auch die Menschen mir gegenüber verändert.

Es gibt alleine durch die Medien und das Internet mehr Informationen zu einzelnen Krankheiten und Behinderungen. Die Gesellschaft ist aufgeklärter. Die Gebäude sind und werden immer zugänglicher gestaltet. Mehr Behinderte gehen raus und organisieren sich in Verbänden.

Was müsste gesellschaftlich passieren, damit Inklusion spürbarer wird?

Aufklärung, Aufklärung, Aufklärung. Wenn man informiert ist, fürchtet man das Fremde nicht. Wir müssen die Köpfe der Menschen noch sensibler machen, zum Umdenken kriegen.

Wir, die Betroffenen, müssen uns zeigen und rausgehen. Wir brauchen mehr Barrierefreiheit in Gebäuden. Das dauert natürlich und geht nicht von jetzt auf gleich.

Haben Sie manchmal Wut auf andere Menschen, auf Gesunde?

Ich werde wütend, wenn ich an der Bushaltestelle stehe. Ich habe dann Blickkontakt mit dem Fahrer, weil der ja an der hinteren Tür die Laderampe runterlassen muss. Dazu braucht man einen Haken, der vorne neben dem Feuerlöscher hängt. Viele Busse haben zwar eine Rampe, aber keinen Haken, um die hochzuziehen. Deshalb habe ich immer einen eigenen am Schlüsselbund dabei.

Ich kenne alle Busse und kann von weitem sehen, ob die eine Rampe haben oder nicht. Ärgerlich ist, wenn der Fahrer sagt: Sie braucht Hilfe. Dann sage ich: Ihr wird gleich geholfen. Die Busfahrer verlassen ungern ihr Häuschen, um mir hinten zu helfen. Das ist denen lästig. Manche wissen gar nicht, wo sich der Haken im Bus befindet. Die kennen ihre eigenen Busse nicht. Das Busfahren ist aber generell entspannter als früher und viele Busfahrer sind sehr nett und hilfsbereit!

Fühlen Sie sich eher körperlich oder seelisch schlecht?

Beides. Ich konnte ja nie laufen und kenne das Gefühl gar nicht. Im Sonderkindergarten hatten alle etwas, und als ich mich später unter



„WENN MAN'S AM KÖRPER HAT, DANN HAT MAN'S AUCH AM KOPF?“

den „Normalen“ getummelt habe, habe ich die einfach angesprochen, ob sie mir die Tasche tragen könnten oder so. Von alleine kommen die Leute nicht und machen was. Hänseleien sind mir aber fremd. Ich selbst lebe sehr bewusst, achte auf andere Menschen und darauf, was sie haben oder was sie bewegt. Ich bin sehr aufmerksam, weil ich mir in jedem Moment Hilfe organisieren und jedes Detail planen muss.

Haben Sie schon einmal echte Ablehnung oder Hass erlebt?

Echten Hass: nein. Komische Blicke und ausweichendes Verhalten: ja. Normale Menschen merken gar nicht, wenn sie einen verletzen. Eine Kollegin sagte mal: „Da hättest du mit dem Rollstuhl gar nicht hingekannt“.

Wie geht Ihre Umwelt mit Ihnen um?

Viele Menschen duzen mich einfach, weil sie denken, ich sei ein Kind. Manche denken, dass Körperbehinderte nicht richtig im Kopf seien. Das tut mir in der Seele weh. Meine Freunde sind ganz normal zu mir. Die wissen, wann ich Hilfe brauche und packen an. Die sind sensibel, weil sie an mich gewöhnt sind. Der

Umgang mit mir ist für sie nicht komisch oder fremd.

Ich habe übrigens mehr gesunde Freunde als kranke oder behinderte. Es passieren natürlich auch lustige Geschichten. Einmal streckten mir Kinder die Zunge raus. Ich rief: Steckt sie wieder rein! Da war das Eis gebrochen. Manche Kinder fragen: Wächst du nicht? Ich sage dann: Nein! Sie antworten: Dann musst du mehr essen, damit du groß und stark wirst. So etwas ist charmant.

Mein Arbeitgeber hat mich ja mit meinen Einschränkungen eingestellt und die erforderlichen Hilfsmittel angeschafft. Zum Beispiel einen höhenverstellbaren Schreibtisch, einen elektrischen Tacker und Locher, weil meine Hände so schwach sind, einen Paternoster-Schrank, da werden mir die Akten mit einem elektrischen Arm heruntergeholt und hingelgt.

Wann fällt es Ihnen schwer, mit Ihrer Behinderung zu leben?

Wenn meine Tochter Karola Elternsprechtag hat. Da sind Treppen im Gebäude, ich muss mich darauf mental und organisatorisch vorbereiten. Zeit einplanen für den Trans-



„ICH BIN HALT EIN ZWERG.“

port. Mittlerweile legen manche Lehrer ihre Sprechstunde netterweise in die Cafeteria. Ich kann ja keine Treppen laufen, Bordsteinkanten sind ein Hindernis, durch enge Türrahmen komme ich nicht. Leute ansprechen und um Hilfe bitten hilft. Das tue ich zum Beispiel, wenn ich im Supermarkt bin. Können Sie mir das anreichen, können Sie mir den Preis vorlesen? Echte Ablehnung kenne ich nicht.

Wann fühlen Sie sich ausgeschlossen?

Ins Kino kann ich nicht. Für mich als Filmfan traurig. Ich komme zwar bis zum Kassenhäuschen, aber wegen der Treppen nicht in die Säle. Außerdem muss ich immer im Rolli sitzen bleiben, da ich nicht in einem normalen Stuhl sitzen kann. Ich rutsche da runter.

Wann stoßen Sie an Ihre Grenzen?

Wenn die Räder meines Rollis platt sind. Da muss ich den ADAC holen. Oder wenn ich auf die Toilette muss und keiner ist da, der mir hilft. Sie lacht. Ich habe eine sehr gut trainierte Blase! Schlimm ist, wenn der Akku meines Rollis leer wird und ich irgendwo in der Pampa stehe. Der hält aber im Prinzip 30 Kilometer. Die ewige, detaillierte Organisation jedes Tages macht mich manchmal lahm.

Gibt es spezielle Orte, die sie bewusst aufsuchen oder meiden?

Ich gehe nicht in die Disco. Da sitze ich dann so tief und muss zu den Tanzenden hochschauen. Außerdem werde ich vom Schreien heiser. Ich gehe regelmäßig in eine freikirchliche Gemeinde. Dort beten und singen wir zusammen. Ich bin sehr gläubig. Früher war ich in der katholischen Kirche, da bin ich ausgetreten, weil ich es nicht gut finde, dass Priester nicht heiraten dürfen. Mich hat vieles gestört.

Gibt es Momente oder Situationen, in denen Sie ihre Behinderung als Herausforderung empfinden? Diese sogar mögen?

Einmal war mein Rolli kaputt. Ohne den kann ich einfach nichts machen, auch nicht arbeiten. Die Krankenkasse ließ sich lange Zeit mit der Bewilligung eines neuen. Da habe ich mir Brote und Getränke eingepackt und bin mit meinem Ersatzrolli zur Krankenkasse gefahren. Die haben versucht, mich abzuwimmeln, der zuständige Sachbearbeiter sei krank, aber ich habe mich da niedergelassen, den Vorgesetzten holen lassen und gesagt, dass ich das Gebäude ohne die schriftliche Bewilligung nicht verlasse. Nach fünf Stunden hatte



ich die Genehmigung, die dann gegen den neuen Rolli getauscht wurde.

„Heute weiss ich, dass Gottes Kraft in mir mächtig ist.“

Es gibt viele Momente, wo ich Gott spüre. Einmal, an St. Martin, hatte ich keinen Laternenstab für meine Tochter und musste länger arbeiten. Ich bin durch ganz Düren gefahren, aber alle Stäbe waren ausverkauft. Ich betete: Herr, bitte gib mir einen Stab. Da kam ein Bus, sogar mit Laderampe, mit dem fuhr ich zur Schule meiner Tochter. Es gibt dort einen Laden, der hatte nach all der mühseligen Sucherei noch einen einzigen Stab. Das Fest war gerettet.

Wann fühlten Sie sich das letzte Mal von einem fremden Menschen akzeptiert?

Beim letzten städtischen Sponsorenlauf „Peter und Paul“ in Düren. Da sind Behinderte und Nicht-Behinderte gelaufen. Ich habe alles gegeben, vor mich „hingefuchelt“ und zehn Runden geschafft. Die Leute am Rand haben mir zugejubelt, das war gelebte Inklusion.

Das Interview führte Eva Heller.